



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bilder aus der deutschen Vergangenheit : Fortüne eines Bürgerlichen nach dem dreißigjährigen Kriege.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

ob der Bundesgeneral nach Straßburg oder nach der Champagne vorrücken soll, während es dem separat-preussischen General mit den sieben unabhängigen Corps freisteht, nach Gutdünken da oder dorthin zu marschiren? Ist das nicht ein bodenloser Unsinn? — Was also wollen diese Patrioten? Das bloße Geschrei nach Einigkeit ist ein nichts sagendes Geschrei, wenn man nicht weiß, worüber man sich einigen soll. — Ebenso thöricht ist es, von der Stunde der Gefahr eine plötzliche Eingebung zu erwarten; in vier Wochen kann die Niederlage Deutschlands entschieden sein. — Jetzt, im Frieden muß die Einigung erfolgen, sie muß als organische Abänderung einer praktisch unausführbaren Bestimmung erfolgen. Alles andere, Volksvertretung am Bund, Bundesgericht u. s. w. ist dagegen gleichgiltig.

Erfolgt die Einigung nicht, was soll dann geschehn? — Herr v. Borries hat offen ausgesprochen, was Viele denken, die überhaupt denken. Ein Schrei der Entrüstung hat sich erhoben; gut, wir wollen gern mit einstimmen. — Aber mit Adressen und Erklärungen ist nicht viel gethan; statt zu schreien soll man lieber denken. — Was wird, was kann geschehn, wenn die Einigung über die Reform unserer Militärverfassung nicht erfolgt? — Ein allgemeines *Sauve qui peut!* das würdige Schauspiel, daß unsere Regierungen wetteifernd in Paris antichambriren, wer etwa der Begünstigte sei. — Gern glauben wir, daß noch heute die meisten unter ihnen mit gerechter Entrüstung den Gedanken von sich weisen; aber noch einmal, wenn die Katastrophe eintritt, und Deutschland ist wehrlos, was bleibt ihnen übrig? — ††

Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

Fortüne eines Bürgerlichen nach dem dreißigjährigen Kriege.

Die Unruhe, welche durch den langen Krieg in die Seelen der Deutschen gekommen war, arbeitete noch länger als ein halbes Jahrhundert nachher fort. Ueberall erschienen die gewohnten Verhältnisse der Heimat eng, freudlos, drückend. Dem verarmten Volke lag Handel und Verkehr nieder, roh waren die Sitten, schwer der Kampf um die Existenz. Mit Sehnsucht und Neid schaute der Bürger auf das Leben der Vornehmen und Reichen. Adlige Geburt und Geld waren in ganz anderer Weise als jetzt die Schlüssel, welche die Lusthäuser irdischer Ergöglichkeit öffneten. Zwar das Universitätsstudium half auch noch dazu, in einen privilegierten Stand zu versetzen, zuweilen den

Theologen und Arzt, häufiger den gewandten Rechtsverständigen. Denn schöne Bildung, wie man sie damals verstand, vermochte auch den Armen, wenn er Glück hatte, den bevorzugten Herrn der Erde nahe zu stellen. Die Poesie der Gelehrten, welche schon in den Jahren des wilden Kampfes dem Schlesier Dpiz hohe Connexionen, den Lorbeerkranz und ein Adelsdiplom, zuweilen sogar Goldstücke eingetragen hatte, war nur durch Schulkenntnisse und eine gewissermaßen gelehrte Kenntniß des Alterthums zu erwerben, und sie vor Allen erhielten den Zugang zu einem wenn auch kleinen Kreis der vornehmen Gebildeten, welche außer der Beschäftigung mit Jagdhunden und Weinpokalen oder mit alamode Dames auch noch eine wohlunterrichtete Conversation zu den besten Qualitäten eines honetten Cavaliers zählten. Aber freilich selbst solche Verbindungen mit den Mächtigen dieser Welt machten nicht in unserm Sinne ebenbürtig, das that nur der Wein und die letzten Stadien der Trunkenheit an vornehmer Tafel. Aber auch schon die Gunst und der Vorzug, den Umgang Vornehmerer zu genießen, war nicht nur Ehre, auch Glück; denn die Connexion hochstehender Männer half besser, als die gründlichsten Kenntnisse zu einem Amt, einer Frau, zu Einkommen, Titel und behaglichem Leben. Der Civilist wie der Soldat konnten sie nicht entbehren. Deshalb wurde Gewandtheit im Verkehr mit Andern leicht wichtiger als gründliche Kenntnisse. Geziemend die Worte setzen, sich gegen ein vornehmes Frauenzimmer in geziemender Ehrerbietung erweisen zu können, die Bräuche des Bechers und des Degens zu verstehen, merkwürdige Begebenheiten aus fremdem Lande oder Gespenstergeschichten aus der Heimat in wohlgefügtten Perioden zu erzählen, und wenn der Geist ausreichte, die Verhältnisse der alten Götter gewandt auf die Begebenheiten des Tages zu appliciren und ein Sonett, eine Ode oder bei vornehmen Lustbarkeiten ein poetisches Cartell zu elaboriren, galt für einen wünschenswerthen Weg zum Glücke.

So traurig stand es um das Bürgerthum nach dem verwüstenden Kriege. Der Zusammenhang der Familien, die Treue der Verwandten war in einem Menschenalter der Noth und des rohesten Egoismus sehr gelockert worden. Das Pflichtgefühl, die alte schönste Eigenschaft der Deutschen, war nicht geschwunden, aber es hatte sich in enge Kreise zurückgezogen, der arme pedantische Magister vor Ovids Metamorphosen und der dürstige Handwerker auf seinem dreibeinigen Sessel hatten mehr davon, als die bevorzugten Kinder der Welt. Wer bescheiden und ohne Ansprüche im engen Kreise stand, der mochte sich's erhalten; wen kräftiger Wille und Ehrgeiz vorwärts trieb, der lebte in steter Gefahr, davon zu verlieren. Was unsern Nachkommen gerade diese Zeit bedeutsam machen wird, daß sich in ihr die Idee des status, Estats, Staats energisch entwickelte, das kam dem Charakter der Individuen, der regierten wie der regierenden, vorläufig noch wenig zu Gute.

Und doch war Etwas auch in dieser Periode nicht verloren, was den Deutschen unverwüßlich zu sein scheint: sie waren nicht feinführend, nicht immer pflichtgetreu, die Ehrenhaftigkeit auch der Besseren war nach moderner Auffassung zweifelhaft, aber sie waren gutmüthig geblieben, oder mit einem Ausdrucke, der aus jener Zeit stammt, gute Kerls: im Verkehr des Tages theilnehmend, in Kleinigkeiten gefällig, mitfühlend gegen Unglück Anderer, leicht erwärmt und dann auch zu Opfern bereit, lustige Kameraden, die gern mit dem Genossen theilten, treu in der Erinnerung an empfangene Wohlthaten und an gemeinsam empfundene Freude. Noch war die warme Empfindung für alles Menschliche dem Deutschen nicht durch wahrhaft freie Bildung geweicht und nicht durch das sichere Pflichtgefühl geregelt, aber die letzte Grundlage der Humanität war doch vorhanden, und mit Freuden erkennen wir sie aus vieler Verderbniß, das warme Herz.

So war der Weg, auf welchem aufstrebendes Talent in jener Zeit nach der Höhe rang, die lateinische Schule und Universität, Reisen, Unterkommen in einem adligen Hause als Erzieher oder Beamter und der Gewinn guter Verbindungen. Von diesem Standpunkt aus ist das Leben eines schlesischen Bürgersohns, Paul Winkler, interessant und lehrreich, der in dem Jammer des dreißigjährigen Krieges eine Waise wurde und, aus der Armseligkeit durch Gönner und gute Freunde herausgerissen, als brandenburgischer Resident und hochansehnlicher Rath starb. Er selbst hat die wichtigsten Begebenheiten seines Lebens aufgezeichnet. Seine Selbstbiographie ist bis jetzt nicht gedruckt, eine Handschrift derselben aus dem 17. Jahrhundert wird in der Bibliothek zu St. Bernardin in Breslau aufbewahrt; aus ihr ist das Folgende mit den sprachlichen Aenderungen mitgetheilt, die für die leichtere Lectüre in d. Bl. nothwendig waren. Ein hübsches Referat aus derselben Lebensbeschreibung erschien schon früher im deutschen Museum (1859, Nr. 44) von August Kahler; durch den Verein für Geschichte und Alterthum Schlesiens wird grade jetzt ein Abdruck der Handschrift vorbereitet.

Denn allerdings hat die Lebensbeschreibung Paul Winklers noch nach anderer Richtung Interesse. Er war ein Neffe des Andreas Gryphius, des kräftigsten deutschen Dichtertalentes im 17. Jahrhundert, er selbst hat sich literarisch versucht, sein Roman „der Edelmann“ wird in einem spätern Artikel dieses Blattes bei einer Schilderung gesellschaftlicher Zustände seiner Zeit benutzt werden, er wurde Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, und er hatte Gelegenheit, seinem Vaterland Schlesien mehr als einmal wesentliche Dienste zu leisten.

Es ist kein Zweifel, daß er von gesunder, dauerhafter Kraft war; aber was sein Leben für uns vorzugsweise lehrreich macht, ist der Umstand, daß er bis in die Mannesjahre alle Erfolge den Connexionen verdankte, die er sich

durch sein einnehmendes Wesen zu verschaffen mußte; durch sie wurde er lateinischer Schüler, Hofmeister im Hause eines östreichischen Freiherrn, als Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft unter die vornehmen deutschen Dichter eingezeichnet, und seine Verbindungen waren es, welche fast ohne sein Zuthun auch dem Talente des Andreas Gryphius die zweifelhafte Ehre des Palmenordens verschaffte. Die Thätigkeit der fruchtbringenden Gesellschaft ist verschieden geschätzt worden, einst zu hoch, jetzt fast zu niedrig. Auch an ihrer Geschichte, welche Barthold geschrieben hat, vielleicht der besten Arbeit dieses Historikers, ist auszusagen, daß er mit einiger Willkür idealisirt und Bildung und inneres Leben der Stifter dieser literarischen Genossenschaft zu hoch anschlägt. Doch ist schon von ihm ausgeführt, wie schnell der Orden sich in abgeschmacktem Formelwesen verlor. In der That hat der Orden selbst durch seine Thätigkeit fast nichts für Förderung deutscher Sprache und Literatur, ja sehr wenig zur Abwehr der Sprachmengerei gethan. Daß aber in einer Zeit, wo das Beispiel der Vornehmen so viel galt, einige Männer des hohen Adels mit deutscher Sprache und Literatur spielten, selbst dieser an sich sehr unbedeutende Umstand half dazu, die Beschäftigung mit deutscher Sprache und Poesie in Achtung zu erhalten. Also nicht die Thätigkeit des Ordens, sondern seine Existenz hat einigen Nutzen gestiftet. Er selbst nahm fast nur zufällig die Talente auf; was grade in die Atmosphäre der Höfe von Anhalt und Weimar kam, wurde decorirt, er kam und verging mit dem dreißigjährigen Kriege, im Jahre 1662, als Gryphius und Paul Winckler aufgenommen wurden, hatte er sich auch als höfische Spielerei bereits überlebt.

Paul Winckler aber erzählt von seiner Jugendzeit wie folgt: Deutschland stand in dem 1630. Heiljahre noch in vollen Kriegsflammen, als am 13. des Wintermonats Paul Winckler, Bürger und Handelsmann zu Groß-Glogau in Schlesien, mich mit Anna Greifin, der eheleiblichen Tochter weiland Pauli Gryphii, Erzkaplans bei der Pfarrkirche zu St. Nicolai daselbst, durch göttlichen Ehesegen erzeugte. Weil damals die öffentliche Uebung der evangelisch-augsburgischen Confession durch den päpstlichen Glaubenszwang ganz gehindert war, ließ mein Vater mich der christlichen Kirche durch die heilige Taufe nach päpstlichem Gebrauch einverleiben und unterwies mich bei dem Mangel evangelischer Schulen selbst in allen christlichen Tugenden, bis er 1634 und sieben Jahre darauf, 1641, am heiligen Ostertage, auch meine Mutter, die sich unterdeß wiederum an einen Bürger, George Karis, verheirathet hatte, diese Welt selig gesegneten. Sie ließen mich im elften Jahre meines Alters ohne Vormünder in der Discretion meines Stiefvaters zurück, der sich auch so lange leidlich gegen mich hielt, bis er sich im folgenden Jahre wieder verheirathete. Da verstieß er mich noch vor Vollziehung der neuen Hochzeit mit einem geringen Kleidchen nach Fraustadt zu einem gemeinen Mann, Ma-

thias Nitsche, einem Mälzer, in die Kost, oder vielmehr zu niedrigem Dienst. Denn obgleich der Sohn dieses guten Mannes meine Schwester geheirathet und er selbst etwas Geld von meinem väterlichen Vermögen unter der Bedingung zu sich genommen hatte, daß er mich statt der Interessen mit geringer Kost versorgen und mit der Zeit zu einem ehrlichen Handwerk befördern sollte, so wurde doch diese Vorsorge nach dem ersten Jahre so vernachlässigt, daß ich 1643 als ein rechtes Beispiel eines verlassenen armseligen Kindes vor Aller Augen herumging. Im folgenden Jahr aber ging die innere Stadt Fraustadt in Rauch auf; das bewog meinen Wirth, der in der Vorstadt wohnte, den damaligen Bürgermeister Mathias John für eine Zeit in seine Behausung aufzunehmen. Der Bürgermeister unterhielt für seine jungen Kinder einen Hauslehrer und ließ, um den Fleiß desselben zu untersuchen, oft den Conrector der Fraustädtischen Schule, Georg Andreaä, zu sich laden. Durch diesen Mann erwies sich die Vorsorge des Höchsten gegen mich, der, wie einst, auch noch heutzutage arme verlassene Kinder aus dem Noth zu reißen und in Ehrenstand zu bringen weiß. Kurz vorher wollte mein Wirth mich einem geringen polnischen Edelmann zu niedrigen Diensten überlassen, wenn mein armseliger Mantel sich nur zu einem polnischen Rocke hätte umformen lassen; da ereignete es sich, daß dieser ehrliche Mann Andreaä mich einst von ungefähr bei den Kindern des Bürgermeisters traf, meinen Zustand erkundete und darüber ein solches Mitleiden empfand, daß er meinen Wirth bewog, noch kurze Zeit mit mir Geduld zu haben und mich nach etlichen Tagen zu ihm zu schicken. Das ließ der Wirth mehr aus Ehrerbietung gegen den ehrlichen Mann, als aus gutem Willen geschehen, und gab diesem so Gelegenheit, meine Gedächtnißgabe im eigenen Hause genauer zu untersuchen und mich mit sich zur Schule zu führen. Möge der Höchste seine Seele mit ewigem Trost erfreuen und seine Nachkommen mit allem ersinnlichen Glück beseligen.

Dies geschah im Frühling 1645 zur höchsten Verwunderung vieler Leute, absonderlich meines Wirthes, der gar nicht zu begreifen wußte, wie ein armer verlassener, bereits so alter Knabe zu den Studiis gelangen konnte. Ja es kam, die Wahrheit zu bekennen, mir selbst wie ein Traum vor. Doch ließ ich Gottes Güte und die Wohlthat meines ehrlichen Herrn Conrectors walten, der mich auch endlich so weit brachte, daß ich mit gutem Lob und Zustimmung der andern Herren Präceptores mit dem ersten Tage des Jahres 1647 nach der ersten Classe versetzt und zugleich zu Herrn Christian Curäus, juris utriusque doctori, als Hauslehrer für seinen einzigen Sohn befördert wurde. Unter vielen Begünstigungen durch diesen Patron bekam ich genugsam Gelegenheit meine Studien so lange fortzusetzen, bis im Monat April 1649 meine Herren Präceptores rathsam fanden, mich auf die hohe Schule nach Frankfurt an der Oder zu entlassen.

Alhier fand ich mich bald nach Ostern ein und nahm nebst dem nunmehr seligen Herrn Adam Gregor Bernhard, jurisconsulto und kürzlich verstorbenen Obervogt zu Liegnitz, ein wohlgelegenes Zimmer am großen Platz, bei dessen Betretung wir fanden, daß an Stuben- und Kammerthür allenthalben Zeichen mit Kreuzen und Sprüchen aus der heiligen Schrift eingezeichnet standen. Dies gab mir sogleich eine Muthmaßung, als wenn dieses Haus von Gespenstern beunruhigt sein müßte, was sich auch etliche Wochen nachher dergestalt auswies, daß sich meistens des Nachts das sonst wohlverschlossene Zimmer mit großem Krachen von selbst öffnete, die Tische mit Allem, das darauf befindlich war, dem Anschein nach über den Haufen geworfen, die Fenster zertrümmert wurden und zu unserm äußersten Erschrecken auch in der Schlafkammer dergleichen Gepolter zu verspüren war, so daß uns beiden der Angstschweiß ausbrach. Deshalb beschloffen wir fest, mit anbrechendem Morgen dieses Teufelsnest zu verlassen, was auch erfolgte, wiewol erst nach einigen Monaten, nachdem wir noch vorher nachfolgendes Possenspiel auf diesem Zimmer vorstellen mußten.

Es lagen zur selben Zeit in Frankfurt ein paar Compagnien churfürstlicher Fußvölker, und ein Musketier derselben in unserm Hause. Ihm hatte der Wirth auf einem lange wüsten Saal vor unserer Stube ein Soldatenbett in dem Winkel eingerichtet. In dies Bette hatte sich einst ein trunkenes Pennal in des Musketiers Abwesenheit gelegt und das Bette dermaßen beschmutzt, daß der gute Soldat, als er zur Nachtruhe kam, um diesen Schimpf zu rächen, mit bloßem Degen und Schmähworten auf unsere Stube zustürmte. Wir aber setzten ihm unsern pennalischen Heldenmuth so entgegen, daß nach geschehenem Ausfall der gute Viesländer durch ein paar Hiebe vor unsere Hüße gestreckt ward, was den zuspringenden Hauswirth, der vielleicht den Kerl für tödtlich verwundet hielt, bewog, die Wache zu rufen, die auch nicht lange säumte, uns zuerst durch List aus dem Zimmer und nachher mit Gewalt zum corps des guardes brachte. Dort regnete es sofort tüchtig Schläge, und noch dies Unglück schlug dazu, daß der Capitän-Lieutenant Befehl erteilte, uns sofort in der Wache niederzuschießen, falls die bereits zugelaufenen Studenten etwas gegen die Wache verüben sollten. Daher war das beste Mittel, daß wir die erbosten Studenten vom Sturme abhielten, was auch unter dem Vorsatz, die Sache gerichtlich auszuführen, wiewol schwer genug geschah. Endlich lief die Sache dahin aus, daß das Fußvolk von einer halben Compagnie Reiter abgelöst wurde und wir die dichten Schläge behalten mußten. Nach dieser Zeit wandten wir auf das Studiren mehr Zeit, sonderlich als wir nach abgelegtem Pennaljahr etwas ehrbar lebten, bis die ausgehenden Mittel mich nach Hause riefen. Dort kam ich auch im Herbst des Jahres 1650 an, nachdem ich zuvor die zwei Universitäten Leipzig und Wittenberg

besucht hatte, und ließ mich kurz darauf auf dem Lande bei einem Ehrlichen von Adel Namens Georg von Glaubitz auf Delckau, zwei Meilen von Glogau, zum Präceptor bestellen. Ich war der Meinung, meine zu Frankfurt abgebrochenen Studien in dieser Einsamkeit fortzusetzen; dies hätte auch wol geschehen können, wenn nicht die gar zu häufige Gesellschaft diesem guten Vorsatz abermals im Wege gestanden hätte. Denn dieser selbige Rittersmann wurde, ungeachtet Schulden und Dürftigkeit die größten Regalien seiner Güter waren, von den Krippenreitern, weil das Wohngut an der Glogauischen Landstraße lag, dermaßen geplagt, daß selten ein Tag in der Woche frei von diesem Geschmeiß verlief. Und was das Schlimmste war, ich mußte dem Herkommen nach meinem Edelmann im Trinken stets treulich beistehn. Dieser Niederlichkeit hing ich so lange nach, bis ich mich endlich eines Bessern bedachte und den längst gefaßten Vorsatz, einen Sprung in die Welt zu thun, ins Werk setzte. So nahm ich meinen Abschied, um zu versuchen, ob nicht zuweilen außerhalb den Grenzen des Vaterlandes glückseliger zu leben sei.

Dies geschah im Monat Februar des 1653. Jahres mit solcher Eile, daß der selige Herr Andreas Gryphius, der Glogauischen Landstände damals berühmter und beliebter Syndicus, fast mein einziger Blutsfreund, sich nicht darein zu finden, noch mich durch all sein bewegliches Abmahnen abzuhalten vermochte. Wieder war Frankfurt der erste Platz, den ich auf dieser Wanderschaft begrüßte, darauf Rüstzin, Stettin, Greifswald, Rostock, Hamburg und Magdeburg, bis ich endlich etliche Wochen zu Leipzig ausruhte. Von da kam ich im Monat Juli zu Regensburg an, nachdem ich mich auf diesem Wege den Vorwitz treiben ließ, den berühmten Fichtelberg zu besteigen, um zu sehen, wie auf dessen Gipfel die vier Flüsse Main, Eger, Saale und Nabe entspringen; nicht ohne große Gefahr, indem ich mit Mühe aus einem Morast kam, worin ich nebst einem meiner Gefährten des Nachts zu Pferde gestürzt war.

Zu Regensburg besah ich die Krönung des römischen Königs Ferdinand des Vierten nebst den meisten Churfürstlichen und fürstlichen Hofhaltungen Deutschlands, und ich bildete mir ein, unfehlbar bei einem vornehmen Herrn als Secretarius unterzukommen, wiewol vergebens, weshalb ich mich aus Mangel baarer Mittel nach der Krönung nicht lange mehr aufhielt und endlich über Augsburg nach Straßburg kam, wo ich im schlechtem Zustande verblieb.

Denn obgleich ich nach vieler Bemühung bei einem ehrlichen Manne gegen leidliche Bezahlung unterkam und daselbst gute Aufnahme fand, so fing doch mein Leib an — ich weiß nicht, ob wegen ungewohntem Wasser und Luft, oder aus andern Zufällen — so voll von Geschwüren und Krätze zu werden, daß ich selbst einen Abscheu vor meinem Zustand empfand und des-

halb alle Hoffnung zur Beförderung aufgeben mußte. Dazu kam der Abgang meiner Kleider, und was das Beschwerlichste war, der äußerste Geldmangel. Mit diesem stand ich den Winter durch einen harten Kampf aus und tröstete mich oft selbst mit einem und dem andern poetischen Gedanken. Endlich nahm ich unter vielen Freundschaftsbeweisen meines Wirthes den Weg auf Nürnberg zu. Ich war nämlich zu Regensburg auf dem Reichstag mit einem ehrlichen Landsmann, Namens Christoph Kirchner, damals Hofmeister der fürstlichen Edelknaben, bekannt geworden und hatte ihm treuherzig mein Anliegen offenbart. Dieser war ein aufrichtiger Mann, der einst sein Vaterland in eben solchem Entschluß verlassen hatte, und sorgte so gut für mich, daß er Tag und Nacht auf meine Beförderung dachte. Er hat nicht geruht, bis er mich durch dritte Hand bei dem damals weit berühmten Herrn Johann Wilhelm Freiherrn v. Stubenberg, welcher in Oestreich neun Meilen oberhalb Wien residirte, mit gutem Nachdruck empfahl. Dieser hatte auch sofort meiner begehrt und Anstalt gemacht, mich von Nürnberg auf der Donau nach seiner Residenz zu befördern. Zu Nürnberg kam ich endlich um Mitfasten so elend an, daß ich mehr einem fast verwesten Todtenbilde, als einem lebendigen Menschen ähnlich sah. Aber der ehrliche Christoph Kirchner, comes palatinus caesareus daselbst, der meine Beförderung bewirkt hatte, ließ sich dadurch nicht abschrecken, noch weniger eine vornehme adlige Wittib, bei der sich dieser gute Freund aufhielt. Sie versahen mich alsbald mit einem Arzt und Barbier, um zu versuchen, ob das Fieber, die Gelbsucht und eine unbeschreibliche Krätze in etlichen Tagen abzutreiben sein möchten. Alle diese aber waren dermaßen hartnäckig, daß sie mich durchaus nach Oestreich begleiten wollten.

Ich fing es also an, wo ich es vor 10 Tagen gelassen, und ging zu Fuß den Weg von Nürnberg nach Regensburg, doch ohne meiner Wohlthäter Vorwissen und Schuld; denn diese hatten durch ihre letzte Höflichkeit und ein eingedöhigtes Frühstück verursacht, daß die Fuhre, die sie gedungen, mir entging. In der Marterwoche kam ich zu Regensburg gemartert genug an und fand zu allem Glück alsbald ein Schiff fertig, mit dem ich über Passau und Linz bis an das östreichische berühmte Benedictinerkloster Mülk abwärts schwamm und eine halbe Meile von Schallaburg, der Residenz des Freiherrn, ausstieg. War bisher mein Leib von verschiedenen Krankheiten abgemattet, so fing nunmehr auch das Gemüth an zu fiebern. Ich sah das schöne Haus, vernahm immer mehr und mehr von den großen Qualitäten des Cavaliers und wußte mir nicht vorzustellen, wie an einem so hohen delicaten Hofe ein unbekannter, abgerissener, halb vermoderter Mensch zur Aufsicht eines so zarten jungen Kindes aufgenommen werden könnte. Aber die göttliche Vorseege half ab. Nicht nur der Herr Baronkehrte sich nicht im geringsten daran,

sondern auch die Gemahlin desselben legte selbsteigne Hand an, und durch ihre fast mütterliche Vorsorge wurden in einem Monat diese Krankheiten ausgefegt und ich gleichsam zu einem neuen Menschen gemacht. Dazu ließen sie mir sofort Geld geben, um den nunmehr frischen Leib auch mit saubern, anständigen Kleidern zu bedecken.

Schallaburgs Lustigkeit und was ich dort für Erquickungen genossen, ausführlich zu beschreiben, würde etwas zu weitläufig werden; ich will also nur kurz sagen, daß es eines der schönsten Gebäude in ganz Oestreich ist, dem keine Ergöglichkeit der Natur und Kunst abging. Insbesondere aber war der Herr ein Mann von aller Wissenschaft, in der deutschen Literatur der genugsam bekannte „Unglückselige“, der seine Freude an Büchern und Unterhaltung mit gelehrten Leuten fand. Auch hielt er an seinem halbfürstlichen Hofe eine Reitschule und war selbst ein so guter Reiter, daß ihm schwerlich Jemand in Oestreich zu vergleichen war. Dies alles kam mir so lange wohl zu Statten, bis die päpstliche Untersuchung wegen des Glaubens aufs neue fortgesetzt ward und gegen Oestern in dem Benedictinerkloster Mölk die Commissarien, der Prälat von Kottwig, der Freiherr v. Unverzagt nebst dem Doctor Köller, dem Reformationssecretär, erschienen und alle nichtkatholischen Diener des Freiherrn von Stubenberg bei hoher Strafe dorthin fordern ließen.

Unter diesen war ich der oberste. Bei dem Verhör vernahm ich den Auftrag der kaiserlichen Commission, alle Nichtkatholiken aus dem Hause und der Herrschaft Schallaburg zuerst ernsthaft zu erinnern, daß sie von ihrem Irrwege ab und zur katholischen Kirche treten sollten, widrigenfalls sie sich 14 Tage von einem Priester in der katholischen Lehre unterrichten lassen und versuchen sollten, ob eine Bekehrung zu hoffen, allen so Bekehrten kaiserliche Gnade zu versichern, die Halsstarrigen aber nach Wien zu weisen, woselbst ihnen ein Paß, das Land zu räumen, werden würde.

Diesen Vortrag hörte ich mit damals erhitzter Jugendungeduld an und verlangte eine Copie des Auftrags, ehe ich mich erklärte. Dies erbitterte den hoffärtigen Pfaffen dermaßen, daß er mit ungestüme Ungeduld herausfuhr und zu wissen verlangte, wer ich eigentlich wäre und wer mir als einem geringen Menschen diese Macht einräumte, an ihrer Vollmacht zu zweifeln. Darauf versetzte ich sofort mit nicht geringerer Herzhaftigkeit, daß ich ein Student sei, eben erst von den privilegierten Universitäten gekommen, und alle solche Freiheiten, absonderlich einen kaiserlichen Paß besäße, mit dem ich mich auch zu begnügen gedächte, und keinen andern Paß vonnöthen hätte, solange sie mir nicht beweisen würden, daß die Autorität des erstern vom Kaiser aufgehoben sei. Was aber meine Religion anbelange, so wäre ich der evangelisch-augsburgischen Confession zugethan und darin durch Verleihung Gottes so fest, daß ich keines Pfaffen bedürfte; ich wollte sie also der vergeblichen Mühe überheben.

Hatte der unsinnige Pfaffe vorher gedonnert, so fing er nun ganz an zu rafen, unter anderm von Banden, Ketten und Henkern zu schnauben. Dies beantwortete ich aber mit einem höhnischen Lachen und trat ohne Erlaubniß oder Gruß zur Thür hinaus. Dorthin folgte mir der Doctor Köller und beredete mich dahin, daß ich zur Vermeidung weit aussehender Angelegenheit wenigstens etliche Male bei unserm Pfarrer zu Loßdorf auf eine freundliche Unterredung einsprechen sollte. Da dieser Pfarrer ohnedies mein häufigster Umgang war, konnte ich gar leicht einwilligen. Der Pfaffe aber bewirthete mich und Alle, die ich ihm mit Fleiß auf den Hals führte, so herrlich, ohne ein einziges Wort von der Religion hören zu wollen, daß wir in Sauf und Schmaus uns so lange lustig machten, bis sein bester Vorrath verzehrt war, worauf er mich mit einem von mir selbst aufgesetzten Zeugniß entließ.*)

Gleichwol wurde der gute Herr von Stubenberg gezwungen, mich endlich mit seinem Sohne aus dem Lande zu schicken, zuerst nach Dedenburg, und weil uns die starken Weine mit der großen Hitze nicht anstehn wollten, bald darauf nach Preßburg.

Dies geschah im Juli 1655 wenige Wochen vor der ungarischen Krönung der jetzt regierenden kaiserlichen Majestät. Zu dieser Krönung und dem Landtage strömte eine so große Menge Volk aus allen Nationen zusammen, daß wir uns etliche Tage schlecht behelfen mußten. Bald darauf aber fanden wir bei einem ehrlichen Manne, Georg Zillinger, Doctor der Philosophie und Medicin, der bald mein Herzensfreund wurde, einen so guten Aufenthalt und solchen Zeitvertreib, daß wir diesen ungarischen Landtag über herrlich bewirtheet wurden und in einem Lusthause aller Ergöglichkeit lebten. Doch nur auf kurze Zeit; denn eine überaus heftige Pest riß, nachdem der kaiserliche Hof gewichen war, immer stärker ein, und die liebe Stadt, die einem irdischen Paradies zu vergleichen war, wurde jetzt einer Giftdöhle nicht unähnlich und war so abscheulich anzusehn, daß einem das Herz erzitterte über das Winseln Derer, die auf der Gasse starben, und über die Körper, welche hinausgeschleppt wurden. So wurde es nothwendig, die Flucht an einen sichern Ort zu ergreifen. Dazu wählte ich ein kroatiches Dorf auf der Insel Schütt, Krautbruck genannt, wider den Willen der Frau Baronesse, welche noch bei uns war. Sie wollte uns durchaus in einem Garten außerhalb der Stadt Preßburg sicher unterbringen. Doch sie mußte erfahren, daß nicht nur alle Menschen, sondern auch das Vieh in diesem Garten hinstarben. Ich aber wählte die Insel, weil mir dieser Ort am gelegentsten schien und sich die meisten

*) In diesem mitgetheilten Zeugniß wird vom Parochus attestirt, daß dem Herrn Paul Winkler, juris utriusque candidato, mit Zureden und Beweis scharf zugesetzt worden sei, derselbe sich aber äußerst hartnäckig bewiesen habe.

meiner guten Freunde dorthin geflüchtet hatten. Doch auch dort hatte ich eine Gefahr zu bestehen.

Ich hatte in unserer kleinen Wirthschaft zwei Mägde, einen Kammerdiener und einen Leibjungen bei mir. Von diesen Leuten hatte die Köchin bei der Abreise aus der Stadt unter dem Thor einen solchen Abscheu vor den Körpern empfunden, welche uns begegneten, daß sich bald nach ihrer Ankunft im Dorfe die Zeichen einer wirklichen Pest an ihr einstellten. Diese war nicht lange zu verbergen und machte die Bauern so aufrührerisch, daß sie mit großem Ungestüm in das Haus des Richters einplagten, wo ich mit meinem jungen Herrn bei etlichen guten Freunden das Nachtmahl hielt, und mich mit allen meinen Leuten noch an demselben Abend aus dem Dorfe weisen wollten. Dies brachte mich in die höchste Verwirrung, besonders weil auch meine guten Freunde bereits einen Abscheu vor mir empfanden, wie bei dergleichen Gelegenheiten zu geschehen pflegt. Endlich mahnte der evangelische Pfarrer des Ortes die Leute auf kurze Zeit zur Geduld, weil ich bat und versprach, am künftigen Morgen entweder die Magd gesund zu stellen oder das Dorf zu räumen. Was ich für eine Nacht gehabt, ist leicht zu erachten. Nicht nur alle guten Freunde sonderten sich ab, auch die Blutsfreunde meines jungen Herrn, die sich in demselben Dorfe befanden, wollten nicht einen Hund, geschweige einen Menschen zu uns lassen. Ich empfand also damals in der That den Sinn des gemeinen Sprichworts: Noth prüft Freunde. Doch segnete der Höchste die herrlichen Arzeneien, welche uns die Frau Baronesse zu unserm eignen Bedarf mitgegeben und welche wir der Magd häufig eingossen, so daß diese sich des Morgens den Leuten von ferne zeigen und sie überreden konnte, ihr habe nur der Wein, den sie beim Abschied zu Preßburg in Uebermaß genossen, dergleichen Brechen verursacht.

Dagegen wußten es meine guten Freunde viel besser und viele Tag wollten sie meiner kroatischen Residenz von zwei ansehnlichen Bauerhäusern nicht zu nahe kommen und mich nicht vorlassen. Nur ein adliges Mädchen aus ihrem Kreise ließ sich nicht abschrecken, mich in aller Stille öfters zu besuchen.*) Dadurch verstrickte sie mein bereits in Preßburg ihr verpfändetes Herz dergestalt, daß ich mich in Ansehung ihres tugendhaften Gemüths, adligen Herkommens und ihrer guten Gestalt unfehlbar ordentlich mit ihr verbunden hätte, wenn mir nicht meine Jugend entgegengestanden und die Betrachtung, daß Ungarn kein Ort sei, mein künftiges Leben fest zu machen. Es war nicht des Himmels Wille. So mußte ich mich bei diesem Aufenthalt nur mit einer anmuthigen ehrlichen Freundschaft und Liebe in der allmählig wiederhergestellten Gesellschaft vieler guten Freunde und Freundinnen vergnügen. Wir richteten in dieser Lustinsel alle ehrlichen Er-

*) Es war ein Fräulein von Spindler.

gögllichkeiten dergestalt ein, daß wir die Morgenstunde mit andächtigem Gebet in der Kirche zubrachten, die andern in den lustigen Gärten daselbst. Wir vertheilten uns in eine Schäfergesellschaft und eigneten Jedem seine angenehmste Schäferin zu. Mir gaben sie den Namen Corydon und meiner Hirtin den Namen Dorinda, ich besang sie mit vielen tugendlustigen Liedern, welche zum Theil noch unter meinen Scharfeken zu finden sein werden. Diese Liebesgrillen und einige andere Gedichte, womit ich bald auf dieses, bald auf jenes Ereigniß etwas anspielte, verbanden mir des seligen Herrn von Stubenberg Neigung dermaßen, daß er mich etliche Jahre darauf ohne mein Vorwissen in die fruchtbringende Gesellschaft einwarb, in welcher mir der Durchlauchte Herr Obervorsteher das Kennzeichen des „Geübten“ ertheilen ließ, wie aus folgendem Patent zu ersehen.*)

„Von Gottes Gnaden Wilhelm Herzog zu Sachsen, Jülich, Cleve und Bergen: Unsern gnädigsten Gruß und geneigten Willen zuvor. Wohlgeborner, besonders lieber Freiherr. Uns ist gebührend vorgetragen, was an Uns Er nicht allein hiebevorn wegen etlicher vornehmer und geschickter Leute Einnehmung in die fruchtbringende Gesellschaft gelangen, sondern auch noch lezthin durch den „Sprossenden“ erinnern lassen.

„Wann Wir denn je und allewege geneigt gewesen, dergleichen berühmte und mit sonderbaren Gemüths Gaben gezierte Personen, welche sich in Ausarbeitung unserer edlen deutschen Muttersprache bemühen, oder zum wenigsten zu solcher kunstmäßigen Ausübung Beförderung thun, willig auf- und anzunehmen: Als sind Wir zufrieden, ersuchen auch den werthen „Unglückseligen“ hiermit, Er wolle kraft der von Uns jüngsthin den 17. Brachmonatstag verfloffenen 1661. Jahres Ihm ertheilten Vollmacht die vorgeschlagenen Personen, nehmlich:

Den wohlgebornen Herrn George Sigismund Gall, Freiherrn zc., des Erzherzogs Leopold Wilhelms Kämmerern, mit dem Namen des „Hochwürdigen“, dem Gewächs stachlichte Aloe und dem Worte: zu vielfältiger Wirkung;

Den wohlgebornen Herrn Sigismund von Melg, Freiherrn von Eberstein, Hauptmann, mit dem Namen der „Wehrhafte“, dem Gewächs Melonendistel und dem Worte: von Natur versehen;

Herrn Friedrich Rother von Kostenthal, mit dem Namen des „Quälenden“, dem Gewächs Blutwurz und dem Worte: auszuforschen;

Herrn Andreas Gryphius, mit dem Namen des „Unsterblichen“, dem Gewächs Drant und dem Worte: wegen verborgener Kraft;

*) Dies Patent wird nach dem Wortlaute des Originals mitgetheilt.

von Herrn Paul Winklern, mit dem Namen des „Geübten“, dem
Gewächs Lein und dem Worte: in der Haushaltung,
der Gesellschaft gebührend einverleiben und annehmen; welche, von dem
werthen „Unglückseligen“ beschene Annehmung ebenso gültig erachtet sein
soll, als wenn sie von Uns daselbst persönlich vorgenommen worden wäre.

Hiernächst ersuchen Wir denselben auch, sowol bei Herrn Graf Georgen
dem „Erwerbenden und Begütenden“, als auch bei den jetzigen neuen Gesell-
schaftern Erinnerung zu thun, damit doch die Wappen eingeschickt und also
das Register und Wappenbuch in guter Ordnung erhalten werden möge.
Welches dem werthen „Unglückseligen“ nicht bergen mögen und sind Ihm mit
Gnaden gewogen.“ Gegeben Weimar zu Wilhelmsburg den 15. Mai
Anno 1662.

Wir brachten die Zeit bis zum Anfang des Weinmonats recht vertraulich
auf der Insel zu, als ein neuer Zufall unser ganzes Lusthaus über den Hau-
fen warf. Ich hatte, wie vorgedacht, meine Köchin zwar bei dem Anzuge
vor der Pest errettet, sie hatte sich aber aufs neue damit angesteckt. Dieser
Zufall nöthigte mich, das geliebte Dorf in aller Stille zu verlassen, ohne
Borwissen eines einzigen Menschen, ausgenommen meiner Dorinda, der nichts
verborgen sein durfte. Ich nahm also zwei Kroatenvagen und führte meinen
jungen Herrn nebst dem Kammerdiener und Pagen in höchster Gefahr, welche
von der Pest drohte, die fast in allen Dörfern zu finden war, dann auch in
Furcht, daß mir mein junger Herr in Oestreich von den Pfaffen geraubt wer-
den möchte, aus Ungarn auf vielen Umwegen wiederum nach Schallaburg,
wo wir auch noch vor dem Wintermonat, zur höchsten Freude meiner gnädi-
gen Herrschaft, ankamen. Dort wurden wir über die Maßen wohl gehalten;
ich aber empfand daran so wenig Vergnügen, daß ich vielmehr je länger um
so melancholischer ward und an Gemüth und Leib von Tag zu Tage augen-
scheinlich abnahm, denn ob zwar Schallaburg nichts an seiner vorigen Lust
verloren hatte, meine Herrschaft auch ihre Zuneigung gegen mich eher vermehrte,
als verminderte, so war doch dieser Aufenthalt mit Preßburg verglichen, gleich
nichts zu schätzen. Dorthin sehnte sich mein Herz so sehr, daß mir länger zu bleiben
unmöglich war, was mir auch mein Herr Baron von Herrlichkeiten vorsagte,
so daß eines Tages die Frau Baronesse, weil freundliche Worte nichts ver-
fangen wollten, mir mit ziemlich scharfen Worten den schlechten Zustand vor-
hielt, in welchem sie mich aufgenommen, die Wohlthaten ihrer eignen Kur
und anderes dergleichen, hierauf fing sie an auf die Liebe und auf meine
Dorinda zu stürmen; sie sagte, daß die Liebe eine Pest der Jugend sei, und
die Schönheit meiner Geliebten, denn gegen die Tugend war nichts aufzubringen,
eine bald untergehende Sonne, eine Blume, die in kurzem verwelke, ein kurz-

strahlender Bliz und ein unbeständiges Wesen, und es werde auch nach halbem Genuß zum Verderben meiner Jugendjahre ausschlagen und mich in langsame unheilbare Reue versetzen. Wenn ich dagegen nur belieben wolle, noch ein paar Jahre bei ihnen zu bleiben, würden sie mich mit ihrem Sohne in fremde Länder schicken, und nach der Wiederkehr, wosfern ich nach meinem Vaterlande zu gehen gesonnen, wollten sie mich mit genügendem Recompens entlassen, ja sie wollten Zeit ihres Lebens den letzten Bissen Brods mit mir theilen. Alles dies aber fruchtete bei mir nur so viel, daß ich versicherte, die erwiesenen Wohlthaten seien dermaßen fest in mein Gedächtniß gegraben, daß sie unmöglich anders als durch den Tod zu verwischen sein würden; im Uebrigen bat ich, mich nicht länger zu halten und nicht zu glauben, daß ich mich in den Ehestand einlassen werde. Ich sei vielmehr gesonnen, diese Grillen aus dem Kopf zu bringen, mich auf ein paar Jahre im Krieg zu versuchen, und, wosfern es ihnen gefällig, nach solcher Zeit mich wieder einzustellen. Weil endlich die ehrliche Frau sah, daß mit mir nichts anzufangen war, entließ sie mich mit vielen Thränen und mit dem Wunsche, daß es mir ein halbes Jahr zur Strafe recht elend gehen möchte, ihr Herr Gemahl aber mit einem guten Abschied. Bevor ich ging, hatte ich noch einige Händel mit dem Bereiter, einem starken Franzosen, abgemacht und den Vortheil meiner Klinge auf seiner Achsel gezeigt.

Ich säumte nicht länger, sondern schwamm wieder mit wenig Geld und tausend Freuden die Donau hinunter auf Wien und so fort bis auf Preßburg, wo ich auch zwischen Oftern und Pfingsten 1656 glücklich ankam und in dem Hause des Herrn Doctor Zillinger ganz wie ein eigenes Kind aufgenommen wurde. Dort befand sich zugleich Dorinda. Einen Monat lang genoß ich so viel ehrliche Vergnügungen, daß ich billig diesen Monat für die glücklichste Zeit, die ich bis dahin in meinem Leben genossen, zu schätzen habe, bis endlich meine geliebteste Spindlerin einem Kaufmann von Wien nach des Himmels Willen verheirathet wurde. Und als wenn mit ihr alle Glückseligkeit von Preßburg gewichen wäre, wurde bald darauf diese liebe Stadt so sehr aufs neue von der Pest angesteckt, daß abermals Jedermann auf die Flucht dachte, die mir selbst um so viel leichter ankam, weil mir die Stadt nicht mehr das vorige Preßburg war.

Ich reiste daher, weil es noch Zeit war, wiederum nach Wien zurück, wenige Wochen darauf mit dem kaiserlichen Hofe nach Prag, um auch die böhmische Krönung zu beobachten, von da aber über Dresden auf Wittenberg, wo ich abermals einen guten ehrlichen Reisegefährten, Namens Johann Anderson von Danzig antraf; dann auf Magdeburg, Lübeck und so fort nach Holstein, in der Meinung, bei einem Holsteinischen vom Adel als Reisehofmeister anzukommen, wozu sich aber in so kurzer Zeit keine Gelegenheit finden

wollte. Deshalb ertheilte uns ein guter Freund zu Gottorf den Rath, nach Kiel zu gehen und daselbst den am Dreikönigstage bevorstehenden Umschlag zu erwarten, mit der Versicherung, daß es uns alsdann an Gelegenheit nicht fehlen werde. In Kiel kamen wir in kurzer Zeit in gute Bekanntschaft mit vielen ehrlichen Leuten beiderlei Geschlechts, und obgleich wir mit wenigem Gelde versehen waren, hatten wir doch fast täglich gute Unterhaltung. Dabei stieß mir folgende merkwürdige Begebenheit auf. Wie bekannt, ist der Kieler Umschlag eine Zusammenkunft des holsteinischen Adels und vieler Hamburger, Lübecker, auch anderer Handwerksleute, welche sich um diese Zeit hin verfügen, entweder Geld auf Renten auszuleihen oder aufzunehmen, Zinsen zu entrichten und dergleichen. Dabei findet sich wie auf andern Jahrmärkten allerhand Gefindel ein, Komödianten, Krämer, Charlatane und dergleichen Leute. Auch an diesem Umschlag fehlte es nicht daran, und ihre Beschäftigung war unser häufigster Zeitvertreib. Eines Tages hielt mich aber eine ungewöhnliche Melancholie so sehr davon ab, daß weder der ehrliche Anderson, noch andere gute Freunde vermochten, mich aus dem Hause zu bringen. Deshalb griffen sie als lustige Leute auf der Gasse einen alten eisgrauen Harfenisten auf, der von Hamburg gekommen war, und brachten ihn mit sich nach Hause, um mich durch ihn in Kurzweil aufzumuntern. Es war ein Mann von etlichen 70 Jahren. Er fing an, auf einer alten Harfe so alte Lieder zu spielen, daß es mich mehr verdroß, als erfreute. Deshalb unterbrach ich ihn und weil er noch etwas Hochdeutsch redete, forschte ich von ihm, von wannen er wäre und wo er dergleichen Kragkünste gelernt. Da vernahm ich gegen alles Vermuthen von ihm so viel, daß er der älteste Sohn des weiland Paul Gryphius*), gewesenen Erzkaplans zu Groß-Glogau, und der leibliche Bruder meiner seligen Mutter war. Er erzählte mir denn auch, wie er im 15. Jahre seines Alters, also 60 Jahre vorher, seinem Vater, der damals Pfarrer zu Rickersdorf im Freystädtischen Weichbilde des Fürstenthums Glogau gewesen sei, auf der Hutung ein Pferd verloren und aus Furcht vor der Strafe zuerst nach der Mark Brandenburg, dann aber nach Meissen entwichen sei, dort habe er diese Kunst erlernt, sich später in Hamburg niedergesetzt und durch Besuch der angrenzenden Märkte sein Brod erworben. Dann auch, daß er in Hamburg Kinder und Kindeskinde von ehrlichem Gewerbe und Handel hätte. Wie im Traume wußte ich mich zu erinnern, daß meine selige Mutter öfter von dem Verlust eines Bruders erzählt hatte, und in Hamburg erfuhr ich später die Wahrheit seines Berichtes; dort wohnte der eine Sohn als Kramer, der andere als Buchhalter, beide ehrliche Leute. Es war aber, wie ich kurz

*) Die Genealogie des Dichters Andreas Gryphius, soweit sie hier interessirt, ist demnach: Vater Paul, Prediger zu Groß-Glogau, († 1621), Geschwister Anna, Mutter Paul Winklers, der Harfner, von seinen Kindern Christian der Dichter.

nachher erfuhr, dieser Umschlag die letzte Reise des guten Alten gewesen und er bald darauf gestorben, gleich als hätte der Himmel gewollt, daß er sich noch vor seinem Tode mit seinen Freunden wieder zusammenfinden sollte.

Der Umschlag ging zu Ende. Mein ehrlicher Anderson wurde bei dem Sohne einer adligen Witwe als Hofmeister in Bestallung genommen; ich aber hatte zu der Pedanterei keine Lust mehr, sondern suchte Gelegenheit, auf ein paar Jahre in den Krieg zu ziehen. Damals waffneten die Dänen gegen die Schweden, und ich fand endlich bei dem nunmehr längst seligen Joachim v. Diebern, Oberst und Commandant des königlichen Regiments zu Pferde, so gutes Unterkommen, daß er mich als Secretarius bestellte, und mit aller Montirung dergestalt versah, daß ich gleichsam in einem Augenblick aus einem Studenten zum Soldaten ward. Mit meinem ehrlichen Alten, dem ich allerwege rechte Vaterstreue nachzurühmen habe, reiste ich nach Hamburg, das Regiment aufzurichten, und nach dessen Ergänzung auf Flensburg zum Könige.

Die Schweden hatten damals in Polen unglücklichen Success gehabt, und die Dänen, durch etliche andere Interessirte aufgehetzt, hatten den Beschluß gefaßt, sich dieser Gelegenheit zu bedienen und bei der eingebildeten Ohnmacht der Schweden auf der einen Seite die ihnen früher abgenommene Provinz Halland, auf der andern das Stift Bremen wieder unter ihre Vormäsigkeit zu bringen. Aber ihr Feldmarschall Andreas Billi, von keiner Courage und noch geringerem Verstande, quittirte bei Ankunft der schwedischen Truppen aus Polen ganz Holstein und Jütland; doch behielt mein Oberster, der so wenig in solche Retirade gewilligt, daß er sich vielmehr im Anfang entgegengesetzt, sein Lob.

Es war ein unglücklicher Krieg; die Dänen wurden geschlagen und mußten sehr nachtheiligen Frieden schließen.

Darauf nahm ich am 12. Juli 1658 meinen ehrlichen Abschied, in der Meinung, mich zu der kaiserlichen oder hurbrandenburgischen Armee zu verfügen, weitem Kriegsdienst zu suchen. Doch änderte ich diese Meinung aus innerlichem Antrieb und ging per Post über Berlin und Frankfurt nach Glogau, wo ich am Tage Martini 1658 nach sechsjähriger Abwesenheit wohlbekleidet und noch mit ein paar Duzend Ducaten im Beutel gesund wieder ankam.

So weit die Mittheilung aus der Handschrift; Einiges wurde gekürzt; der Bericht über die dänische Campagne, welcher wenig interessantes Detail enthält, ist weggelassen.

Der abenteuernde junge Mann setzte sich in seiner Heimath fest, wie oft ihn auch die Amtsthätigkeit seiner spätern Jahre nach der Ferne lockte. Er wurde Consiliarius und Amtsecretär der Majoratsgüter des Freiherrn v. Schöneich. Sicher war sein juristisches Wissen damals sehr ungenügend; er

hatte anderthalb Jahre nicht grade fleißig die Rechte studirt, sich dann in zerstreuem Leben umhergetrieben. Und doch wurde er schnell in seiner Heimath ein vielbegehrter Rechtsbeistand. Auch dies ist charakteristisch für jene Zeit, denn für die schwierigsten Rechtsgeschäfte der Schlesier galten damals die, welche am Kaiserhofe zu Wien entschieden wurden. Endlos liefen nach Wien die Gesuche um Bestätigung erworbener Rechte und Privilegien, um Schonung des Gefährdeten, und diese wurden selten nach Recht, häufig nach Gunst, fast immer aus Rücksicht auf die Confession entschieden. Groß war die Zahl der Convertiten, der Spione und der Jesuitenfreunde, welche gierig in der Provinz ihren Vortheil suchten, und das Denunciren und Chicaniren der Mißliebigen wurde nur durch die Unbehilflichkeit und Trägheit, mit welcher die Maschine des Kaiserstaates arbeitete, zuweilen neutralisirt, vor Allem aber durch Bestechung und persönliche Verbindungen. Während so die allgemeine Tendenz des restaurirten Kaiserthums war, alte Hoheitsprivilegien und ständische Rechte zu brechen, und in den Fürstenthümern Schlesiens die lutherische Confession auszurotten, gelang es doch oft bei geschickter Behandlung, durch Seitencanäle die drohende Fluth abzuleiten und die Pläne der Jesuitenpartei und ihrer Günstlinge zu kreuzen. Daß bei solchem Bestreben Männlichkeit und Moral auch der Vermögenden und Einflußreichen nicht gefördert wurde, ist leicht begreiflich. Wie in Wien, wurde auch in Schlesien Servilismus, Bestechlichkeit ein gemeines Leiden. Auch den Besten galt es nicht für unehrenhaft, Geld zu geben, und nur die Stärksten kämpften mit ihrem Gewissen darüber, ob es zu nehmen sei. In solcher Zeit war den schlesischen Grundbesitzern ein Mann, unternehmend, gewandt, nicht unbekannt mit den geheimen Gängen in der kaiserlichen Burg, viel mehr werth, als der genaueste Kenner des Corpus juris und des Lehrechts, und solchen übten Verhältnissen dankte Paul Winkler seine glücklichsten Erfolge. Immer wieder reiste er im Auftrage schlesischer Gutsherrn und Gemeinden nach Wien, wohin ihn auch holde Erinnerungen aus früherer Zeit gezogen zu haben scheinen. Dort verhandelte er um Bestätigung der Vorrechte eines Majorats, für Schonung der evangelischen Kirche zu Glogau, wegen Revocation eines katholischen Syndicus, dessen Frau Grund hatte, in Wien zu bleiben, und deshalb mit Winkler gegen ihren eigenen Mann intriguirte. Und er war es, welcher durch Betreibung des sogenannten Cynosuredicts einigen Landschaften Schlesiens, wenn auch sehr ungenügenden Schutz vor dem Zelotismus der Jesuitenpartei zu erwerben mußte. Seine Verbindungen am Kaiserhofe erwiesen sich in der Regel als wirksam. Er selbst mußte sich dort aufs Beste zu empfehlen; er war höflich, gewandt, ein guter Gesellschafter, gewöhnt, mit Vornehmern zu verkehren. Kein schlechter Trinker, wohl geübt und schnell bereit, den Degen zu ziehen, erwarb er zahlreiche „gute Freunde“ und erlebte manche Abenteuer, deren geheimste er dem

Leser seiner Biographie wahrscheinlich vorenthalten hat. Einst kam er bei Nacht von der Tafel des kaiserlichen Kammerherrn Freiherrn v. Fernemont, welche sich in eine nächtliche gute Sauscompagnie verwandelt hatte. Auf dem Heimwege schlief er an einem Hause ein, so fanden ihn vier Lakaien und beriethen mit einander, ob sie ihn ausschälen und im Hemde sitzen lassen, oder außerdem noch tödten und in einen Brunnen werfen wollten. Glücklicherweise hatte ihn der vierte kurz vorher an einem hohen Ort bei Tafel gesehen, dieser stellte seinen Kameraden die Gefahr vor und rieth, den Schläfer unverletzt nach Hause zu bringen, in sein Bett zu legen und am andern Morgen einen ergiebigen Recompens für solchen Liebesdienst zu heischen. Als Winkler erstaunt in seinem Bett erwachte, fanden sich auch die Lakaien ein, und es ist bezeichnend für den damaligen Zustand der Sicherheitspolizei, daß sie dem Geretteten ihre Anschläge offen mittheilten, und daß dieser ihre Selbstüberwindung in der That so löblich fand, daß er ihnen eine starke Belohnung gab und dafür das Versprechen der Schurken erhielt, sie wollten ihm bei Gelegenheit treulich beistehn, und sollte es an Leib und Leben gehn. Ein andermal hatte er mit dem Oberstlieutenant Graf Kielmannsegge vor der Stadt einen Zweikampf, der Graf drang mit seinen Lakaien auf ihn ein, und Winkler wäre der Uebermacht erlegen, wenn nicht zwei unbekannte Franzosen in den ungleichen Kampf gesprungen wären und erklärt hätten, sie würden nicht dulden, daß Viere gegen Einen ständen. Bei demselben Aufenthalte in Wien erlebte er im Monat Februar 1660 einen auch anderwärts bekannten Unfall im Theater. Winkler erzählt den Vorgang folgendermaßen:

„Es hatte sich zu damaliger Fastnachtslust eine Compagnie wälscher Komödianten eingefunden und auf kaiserliche Unkosten ein hölzernes Komödienhaus auf dem kaiserlichen Reitplatz erbaut. Sein innerer Theil war aus drei Absätzen übereinander aufgeführt, mit kleinen Cabinetten, deren jedes drei Personen fassen konnte; nur das kaiserliche umfaßte größern Raum, in diesem befand sich neben Seiner Majestät die verwitwete Kaiserin Leonore mit ihren zwei jungen Prinzessinnen, dann die beiden Erzherzöge Leopold Wilhelm und Karl Joseph, und etliche der ersten Kammerherrn, über ihnen aber in der obersten Höhe in einem eben solchen Cabinet drei Hofdamen: die Fräulein von Ursenbeck, von Harrach und Slavata, alle drei Bräute. Unter den kaiserlichen Majestäten auf dem Boden standen die gewöhnlichen Trabanten mit Hellebarden und Partisanen, dann diejenigen, denen Cabinette zu miethen zu theuer war, und die sich auf dem Boden behelfen mußten. Hierauf ging die Komödie an, und vergnügte Seine Majestät dermaßen, daß Sie sich bei der verwitweten Kaiserin bis über die Hälfte zum Fenster hinauslegte, um alles besser in Augenschein zu nehmen, und nicht eher als fast nach geendigtem Actus zurückzog, um, wie es schien, mit dem Erzherzog Leopold Wilhelm zu reden, der sich

dahinter befand. Zum Glück meinten deshalb die unten stehenden Trabanten, daß sich Seine Majestät ganz zurückbegeben würde, und schritten deshalb auf die Thüre zu. Kaum hatten sie diese erreicht, als die oben genannten drei Damen mit ihrem Cabinet einbrachen und mit den Bretern grade auf den Platz fielen, wo die Trabanten gestanden hatten. Sie wurden zwar etwas beschädigt, aber doch durch göttlichen Schutz gerettet; denn wenn dies nur ein halbes Vaterunser früher geschehen wäre, so wären sie nicht allein selbst in die Spieße der Trabanten gefallen, sondern sie hätten auch die kaiserliche Majestät, weil sie recht perpendicular mit den Bretern über Sie herunterflogen, überfallen und in dieselbe Gefahr gerissen. Was es darauf bei den Zuschauern für einen Tumult gegeben, ist leicht zu erachten, indem Jedermann glaubte, das ganze Haus fielen ihm über den Haufen, und doch wegen der engen Gänge keiner vor dem andern hinaus konnte. Dazu bligten in einem Augenblick unten eine Menge entblößter Degen, die herabgefallenen Fräulein vor dem Abreißen der kostbaren Kleinodien unter dem andringenden Volke zu beschützen. Doch ging es nicht so genau ab. Ein und das andere köstliche Stück blieben im Stiche, was die Fräulein aber in Erwägung des größern Unglücks nicht achten durften.“

Bei einer spätern Reise erlebte Winckler wieder, daß ein Gerüst brach, welches die Jesuiten zu einer dramatischen Darstellung für den Kaiser gebaut hatten, glücklicherweise am Abend vor der Aufführung, doch blieben mehrere Patres und Zimmerleute todt. Er hatte noch manche Lebensgefahr und Angst zu bestehen, nicht die geringste durch Gespenster und unheimliche Erscheinungen, welche damals noch große Gewalt über das Menschenherz hatten. In der Heimath verlief sein Leben nicht ohne Störungen, die er sich selbst bereitete. In der Haft, sich eine behagliche Existenz zu schaffen, hatte er sich mit einer wohlhabenden Witwe verlobt, zu der er geringe Zuneigung spürte, bald reute ihn die Verbindung, er entzog sich durch seine Reisen der Vollziehung der Ehe, nach jahrelangem widerwärtigem Feilschen und Verhandeln gelang es ihm, das Verhältniß zu lösen, worauf er sich mit einer von Logau verheirathete. Er war unterdeß nach Breslau übergesiedelt und wurde dort politischer Agent, endlich Rath des großen Kurfürsten von Brandenburg. So hatte er Gelegenheit, die schlesischen Interessen der Hohenzollern in jener Zeit zu vertreten, in welcher ihre Ansprüche auf Schlessien bereits in der deutschen Politik eine bedeutende Rolle spielten. Wir dürfen annehmen, daß Paul Winckler als einer der Ersten, welche in Schlessien für das preußische Regiment arbeiteten, Gelegenheit hatte, dem Hofe von Brandenburg manchen geheimen Dienst zu leisten. Er reiste, wie früher nach Wien, so jetzt öfter in das Brandenburgische; im Jahr 1677 war er noch bei der Belagerung Stettins gegenwärtig. Als er an Alter und Wohlstand zunahm, kamen auch die alten Feinde des Lebemanns über

ihn, die Gicht quälte ihn jahrelang und hielt den Reiselustigen, den selbst Weib und Kind nicht in den Kreis stiller Häuslichkeit gebannt hatten, an den Sorgenstuhl gefesselt. In dieser Zeit schrieb er den Kindern seine Biographie nieder, verfaßte die Erzählung „der Edelmann,“ welche erst nach seinem Tode ohne seinen Namen erschien, und gab eine Sammlung von Sentenzen unter dem Titel: Guter Gedanken drei Tausend heraus. Als er am 1. März 1686 starb, hinterließ er eine Tochter Anna, welche sich mit einem Herrn von Gladiß verheirathete, und einen Sohn Alexander. Den Sohn trieb derselbe unruhige Drang, welcher dem Vater seine Erfolge verschafft hatte, im Leben umher; aber sein Glück war nicht dasselbe. Auch er studirte und versuchte sich im Kriege, kehrte heim und übernahm ein kleines Gut, das Erbe seiner Schwester, aber er haßte nicht an der Scholle, und verlor sich wieder im Volke. Es ist wahrscheinlich, daß er die Erzählung seines Vaters „der Edelmann“ zum Druck gegeben, und nicht unmöglich, daß er den Roman, der „Schlesische Robinson“ geschrieben hat.

Das Leipziger Gewandhaus im Winter 1859—60.

2.

Ueber neue oder hier seltener ausgeführte Instrumentalwerke ist nicht viel zu berichten. Daß es nur wenige sein konnten, geht aus der immer zum Gewohnten und Nächstliegenden zurückgreifenden Bequemlichkeit und dem einengenden Sichab schließen gegen alles diesem Kreise scheinbar ferner Liegende, allerdings aber auch aus den Zeitverhältnissen hervor.

In einer neuen Symphonie von W. H. Veit (als Verfasser recht tüchtiger Streichquartetten nicht unbekannt) stand der Erfolg mit der guten Absicht nicht auf gleicher Stufe, wenn man auch den höheren Grad von Gesinnungstüchtigkeit keineswegs verkennen will, den das Wagniß nach Beethoven und Schumann noch eine Symphonie zu schreiben, namentlich bei einem Liebhaber voraussetzen läßt. Abgesehen von der in den ersten Sätzen fühlbaren Beeinflussung durch Mendelssohns Empfindungsweise und Manier — gegen das Ende ist Schumann das Muster — fehlt auch der durchgebildete leitende Gedanke, der die Symphonie erst zu einer Tondichtung macht. Die einzelnen Sätze der Symphonie aber haben nicht Kraft und Ursprünglichkeit genug, um über den Mangel des Zusammenhanges im Ganzen zu erheben; ebenso entschädigt gute Kenntniß des Sazes und Orchestereffects, wie man sie dieser Arbeit gern zusprechen mag, noch nicht für den Mangel eig-